



Martin Korte

## Zwischenräume. Oder wo sind die Normmaße?

»Brigitte« 24/2006, Leserbrief zu dem Artikel »Wo sind die Normmaße?«: »Super Titel, eifrig nachgesehen! Aber was ist das? Ich bin nicht klein, ich bin nicht kurvig, auch nicht zierlich und schon lange nicht groß. Ich bin einfach normal: 170 cm groß und 68 kg schwer. Wo bin ich und wo ist der Rest, der mit diesen Normmaßen ›leben muss?«

### Messen ist Wissen

Wissenschaft hat ihre eigenen Mess- und Belohnungssysteme. Dazu gehört vor allem die Anerkennung durch andere Wissenschaftler – von denen als ›exzellent‹ bezeichnet zu werden ist des wissenschaftlichen Dieners höchster Lohn (Firmengründungen ausgenommen). Mit der Exzellenz ist es allerdings so eine Sache: Man bekommt sie angehängt und wird sie dann nur schwer wieder los, und hat man sie nicht, will man sie haben. So verwundert es nicht, dass 83 Prozent aller deutschen Professor(inn)en sich im Vergleich zu ihren Kollegen für überdurchschnittlich gut halten ...

Wissenschaft muss nachvollziehbar ›messbar‹, also objektivierbar sein, ob es die Energie eines Elementarteilchens im Beschleuniger oder ob es eine verborgene Quelle eines römischen Historikers betrifft. Aber ist deshalb auch wissenschaftliche Exzellenz messbar, gar skaliert in der nach oben hin geschlossenen Exzellenzskala? Exzellenz wird immer und überall vergeben, nur: Wie macht man sichtbar, was diesen Entscheidungen zugrunde liegt?

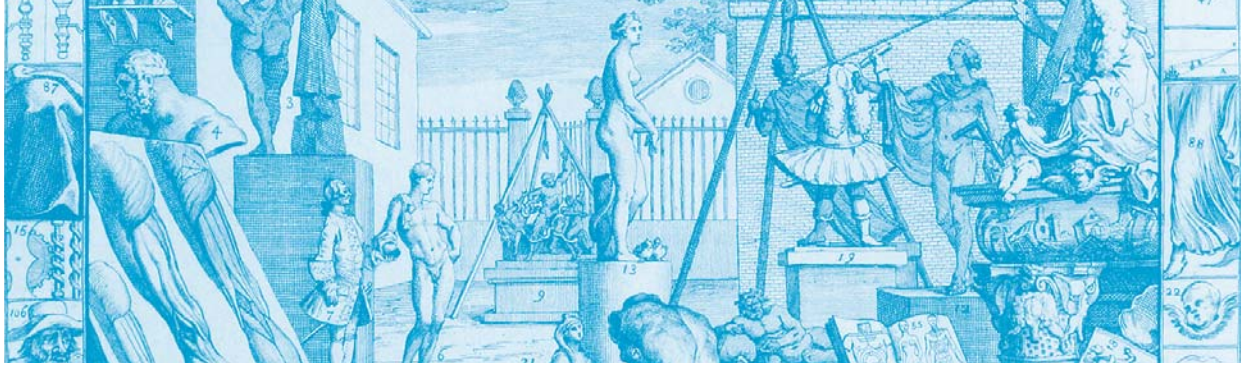
Es leuchtet ein, dass nicht alles exzellent sein kann – nicht nur, weil es keiner bezahlen könnte, sondern vor allem, weil es den Begriff aushöhlen würde. Ähnlich wie die Schönheit ist wissenschaftliche Exzellenz nicht nur eine Sache des Verstandes, sondern ebenso eine des Geschmacks wie der Empfindung. Exzellenz ist eben nicht auf die gleiche Weise auslotbar wie die Höhe eines Turmes. Das bedeutet aber nicht, dass wir sie nicht ständig im wissenschaftlichen Miteinander vermessen. Entspre-

chend ist ›Exzellenz‹ ein dünnhäutiger Begriff, der zerlöchert wird, wenn man ihn einer rein quantitativen Prüfung unterzieht. Wie zum Beispiel misst man eine geniale Idee? Genial ist etwas immer nur vor, in und nach einem bestimmten geschichtlichen, kulturellen und technologischen Kontext – genial *ist* man nicht, auch dann nicht, wenn man es von sich glaubt, sondern es wird einem von anderen zugeschrieben.

Am ehesten kann man Exzellenz innerhalb eines Faches zuschreiben. Die Kollegen ›wissen einfach‹, wer sehr gut ist – zumindest in Fächern, in denen es große Preise gibt. Man muss sich bei der Zuweisung von Exzellenz eben überlegen, ob der- oder diejenige für den Nobelpreis infrage käme. Aber wie beurteilen Fächer, in denen es solche anerkannten Auszeichnungen nicht gibt, die Qualität ihrer Kolleginnen und Kollegen? Es ist ja nicht so, dass es in diesen Fächern keine ständige Einschätzung gibt, wer denn exzellent sei oder nicht. Aber die Meinungen konzentrieren sich nicht unbedingt auf bestimmte Personen, sondern streuen breit (und das erweist sich in konsensbezogenen und auf abstimmbare Mehrheiten hin ausgerichteten Kommissionen als ein struktureller Nachteil). Noch schwieriger wird es, über die Fächergrenzen hinweg zu vergleichen; hier verliert das Exzellenz-Wort seinen Bezugsrahmen, denn wie soll man die Leistung eines Mathematikers mit der eines Soziologen oder Biologen vergleichen?

### Vernormung ist Verkorkung

Und hier beginnen die Probleme, sobald implizites Wissen objektivierbar gemacht werden soll. Verschiedene wissenschaftliche Fächerkulturen haben ihre eigenen Gesetze, Regeln und Manieren, die in anderen wissenschaftlichen Kulturkreisen manchmal nur schwer verständlich, manchmal eben fehl am Platz sind. Und diese zu globalisieren und zu egalisieren, um sie dann zu normieren, birgt die Gefahr in sich, ganze Kulturlandschaften durch die



Förderstrukturen zu verändern – sicher nicht immer zum Schlechten, aber doch weitgehend nicht intendiert. Vernormung begegnet uns dabei überall. Als Vernormer tritt etwa die Politik auf, die ihren Einfluss auf ›die Wissenschaftsbetriebe‹ steigern und mit ›deutscher Exzellenz‹ werben will. Hier ist es absurd zu hören, die Wissenschaft hätte es geschafft, ohne politische Beeinflussung die Superstars unter den deutschen Unis zu prämiieren, wo doch das ganze Verfahren ein politisch initiiertes war.

Entscheidend ist vielmehr, dass dadurch eine ganze Maschinerie von DIN-Normen angeworfen wurde, welche die Bedeutung des Antragswesens, der Evaluation, der Selbstvermarktung und der Administration generell erhöht und verdichtet. Damit einher geht der Versuch, über Normierungen nachvollziehbare Verfahren zu etablieren und damit konkurrenzgetriebene Strukturen verstärkt in ›die‹ Wissenschaft einzuführen. Was man gewinnt, ist klar: Geld und Prestige – aber die Kosten sind schwieriger zu ermitteln. Fragen wir uns also: Was läuft Gefahr, verloren zu gehen?

*Erstens: Arbeitszeit für die Forschung oder für die Lehre;* denn auch Wissenschaftler, selbst exzellente, können ihre Zeit nur einmal ausgeben; wer Anträge schreibt, sich evaluiert oder anderer Leute Anträge liest oder diese evaluiert, kann in dieser Zeit nicht forschen oder lehren.

*Zweitens: Die Autonomie des einzelnen Wissenschaftlers.* Manchmal sind eben gerade die guten Ideen gegen das Lehrbuchwissen des Faches gerichtet, und dieses zarte Pflänzchen der Rebellion vermag man schwer in Exzellenz-Normierungsverfahren zu identifizieren. Jede Suche ist risikobehaftet und in seiner Anlage bis auf Ausnahmen zum Scheitern verurteilt. Aber: Gerade im klugen Scheitern liegt oft eine wichtige Erkenntnis.

*Drittens: Die Diversität der verschiedenen Fächerkulturen,* die kein notwendiges Übel darstellt, sondern einen konstituierenden Bestandteil des Wissenschaftsbetriebes. Gerade weil sich Arbeitsmethoden, Publikationsarten, Denkstile und Weltsicht zwischen Geistes-, Natur- und Sozialwissenschaften so stark unterscheiden, sind die verschiedenen Disziplinen besonders wichtig auch und gerade in Zeiten interdisziplinärer Betrachtungsversuche.

Zu den guten, aber kaum zu normierenden Eigenarten (Manieren) der Wissenschaft(en) gehören Freiheit, Methodenpluralismus und gedankliche wie thematische Vielfalt. Nun können in einem streiflichterartigen Gegenwartsgewimmel immer nur wenige Themen exzellent sein – wenn jeder Spitze (Elite) ist, verliert sich Spitze in

Breite; und Breite hat Tiefe, aber keine Höhen, und gerade das soll ja nicht gefördert werden. Entsprechend können Modethemen zu Modetrends werden, weil nur dort, wo Mode ist, auch Geld fließt.

Mode? Es mag überraschen, von Mode auch in der Wissenschaft zu sprechen, weil diese allein der Wahrheit verpflichtet ist – und natürlich zählt sich selbst nie ein Wissenschaftler zu einem Modethemengebiet gehörig. »Moden dienen nicht nur dem schönen Schein, sondern sie befördern immer auch eine Angst, die sie zugleich zu bewältigen vorgeben: die Angst, den Anschluss zu verpassen [...]« (Klaus Laermann im *Campus-Knigge*, S. 130). Neben dieser ›Angst‹ ist das Problem mit Moden, dass sie kaum mehr begründungsbedürftig erscheinen, »sie bieten den Schein von Innovationen, die gleichzeitig individuell gelten und kollektiv wirken« (ebd.). Auch hier unterscheiden sich Naturwissenschaften von Sozial- und Geisteswissenschaften, da Erstere Zitierhäufigkeit honorieren und so Moden zu ›Schwerpunkten‹ umdefinieren, während ein Modeverdacht durch Letztere eher geächtet wird.

Wie kann verhindert werden, dass neben dem Mainstream keine anderen Flüsschen mehr fließen, ohne freilich auf Exzellenz verzichten zu wollen? Es geht bei den hier beschriebenen Kosten einer ›Exzellentitis‹ um jene Zwischenräume, die bleiben müssen, um eine komplette Vernormung von Wissenschaft zu verhindern. Natürlich sollen Normen und Regeln sinnvoll eingesetzt werden. Auf diese Zwischenräume leise hinzuweisen soll keineswegs zu einem Regelnihilismus auf dem Altar der Wissenschaften führen, sondern den Raum betonen, den die Normierung offenlassen muss, weil sich eben nicht alles ›normiert‹ regeln lässt. Aber die Größe dieser Zwischenräume macht eben auch einen Teil der Größe von Wissenschaft(en) aus.

Darüber hinaus kommt es beim Vermessen eben auch auf den Kontext an. Es ist etwas anderes, ob Kollegen (Peers) die Exzellenzskala bedienen oder ob über Grenzen hinweg größere Einheiten evaluiert werden. So wurden in jüngster Vergangenheit Universitäten als monolithische Einheiten vermessen, als Ganzes sollten sie exzellent sein (oder eben nicht-exzellente – eine oft vergessene notwendige Folge dieser Labelvergabe). Allerdings wurde nicht die Lehre vermessen, sondern die Forschung, aber die lässt sich eben nur schwer auf eine Note für eine Universität festlegen; geforscht wird in Instituten, an Schreibtischen, jedoch nicht an ›der‹ Universität, denn an der wird gelehrt – das aber wurde nicht vermessen.



### Matthäus-Prinzip

»Denn wer da hat, dem wird gegeben werden, dass er Fülle habe; wer aber nicht hat, von dem wird auch genommen, was er hat. Und den unnützen Knecht werft in die Finsternis hinaus; da wird sein Heulen und Zähneklappern.« (Matthäus 25,29)

»Und wer viel publiziert, der kriegt auch mehr Preise und Gelder und kann sich noch mehr Hilfskräfte und Doktoranden und Forschungsassistenten leisten und damit noch mehr publizieren und noch mehr Preise und noch mehr Gelder erhalten und davon noch mehr und mehr und mehr und mehr und mehr ...« (Alexandra M. Freund im *Campus-Knigge*, S. 127)

Der »Matthew Effect in Science« wurde bereits 1968 von Robert K. Merton beschrieben – übrigens komplett auf Daten basierend, die Harriet Zuckerman erhoben hat (Gattin und Mitarbeiterin Mertons, deren Mitwirkung zunächst unerwähnt blieb). Die Studie ist mithin selbst ein Beleg für das »Matilda-Prinzip«, das lautet: Wissenschaftsleistungen von Frauen werden häufig Männern zugeschrieben, und Frauen werden weniger zitiert als ihre männlichen Kollegen – Letzteres gilt übrigens ebenso für Finnen, wie man leicht aus deren zungenbrecherischen ä-lastigen Namen ersehen kann (und wie es selbstkritisch das Wissenschaftsmagazin *Nature* feststellen musste). Mertons Matthäus-Prinzip-Analyse zielt vor allem auf die Mechanismen des Belohnungssystems in der Wissenschaft und darauf, wie aus leichten Ungleichgewichten (einer guten Publikation, einem wichtigen Preis) bestimmten Kollegen überproportional viel Akzeptanz entgegengebracht wird. Dieses Prinzip besagt weiter, dass bekannte Autoren häufiger zitiert werden und dadurch noch bekannter werden (»success breeds success«), auf Kosten übrigens von eigentlich gleichrangigen Kollegen – von Finninnen ganz zu schweigen. Die überproportionale Zitierung und Aufmerksamkeit auf wenige Personen beeinflusst dann zukünftige Evaluationen, Forschungsanträge, Publikationen und Positionen positiv – »einmal Nobelpreisträger, immer Nobelpreisträger« (Merton).

Ein schönes Beispiel hierfür liefert auch Stiglers Gesetz, welches natürlich kein Gesetz, sondern eine nach dem amerikanischen Statistik-Professor Stephen Stigler genannte empirische Beobachtung ist, die besagt, dass kaum eine wissenschaftliche Entdeckung nach ihrem Entdecker benannt wird: Die Gauß-Verteilung ist nicht von Carl Friedrich Gauß das erste Mal beschrieben wor-

den, sondern von Abraham de Moivre, die Fibonacci-Folge wurde von indischen Mathematikern entdeckt, der Halleysche Komet wurde nicht von Edmund Halley zuerst beobachtet, sondern war schon früher bekannt. Die Gründe für diese kreativen Namens-Benennungen liegen wohl vor allem darin, dass Wichtigkeit und Originalität erst von nachfolgenden Generationen erkannt werden, und hier gilt dann auch das Matthäus-Prinzip: Berühmten Wissenschaftlern wird viel eher eine Idee zugeschrieben als unbekannteren, und Letztere fallen daher umso wahrscheinlicher bei der Namensgebung unter den Tisch – was uns auch gleich zum Problem mit dem 41. Stuhl bringt: Die französische Akademie hat 40 »unsterbliche« Mitglieder, und zwar genau 40, keinen mehr, keinen weniger. Natürlich wäre das 41. Mitglied nicht schlechter als das 40.; da manche Fehlbesetzung nicht auszuschließen ist, wäre mancher »Ansteher« sogar besser als mancher »Stuhlsitzer«. Auch wenn also für manche kein Stuhl mehr vorhanden ist, gilt es, sich dessen zu erinnern: Exzellenz ist auch dort möglich, wo nicht »exzellente« dranstehen. Etiketten sind eben nicht alles, und Strukturen zu fördern, nur weil sich diese objektivierbarer und leichter bewerten lassen als Ideen, sollte nicht die Lösung sein, auch wenn jeder zusätzliche Euro willkommen ist:

»Nicht Strukturen, sondern Ideen sollten gefördert werden. Statt Forschung nach Norm bedarf es Vertrauen in die Kraft der Ideen. Dabei müssen das forschende Individuum und sein kreatives Potenzial stärker im Vordergrund stehen. Anstelle von Antragsrhetorik, leeren Ritualen und Zwangsvernetzungen ist eine Rückbesinnung auf inhaltliche Kriterien der Originalität erforderlich. Forschungsförderung braucht Sinn für das Unerwartete, anstatt es zu marginalisieren oder gar auszuschließen. Ansonsten wird Wissenschaft zu einer Fabrik des Normalen.« (Wissenschaft als Betrieb und Norm[al]fabrik, Fünf Anmerkungen zur Wissenschaftsförderung von der »AG Manieren!« an der Jungen Akademie)

#### Literatur

- R. K. Merton: The Matthew Effect in Science. The reward and communication systems of science are considered, in: *Science* 159 (810), 1968, S. 56–63  
M. W. Rossiter: The Matthew Matilda Effect in Science, in: *Social Studies of Science* 23, London 1993, S. 325–341  
S. Stigler: *Statistics on the Table: The History of Statistical Concepts and Methods*. Cambridge, Mass. 1999  
M. Vec u.a. (Hg.): *Der Campus-Knigge. Von Abschreiben bis Zweitgutachten*. München 2006  
H. Zuckerman: *Scientific Elite: Nobel Laureates in the United States*. [Doctoral Thesis] Columbia University 1965